

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 156 (1883)
Rubrik: Kurze Chronik der Weltbegebenheiten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Erde ein Leichenfeld. Ein Gelehrter hat berechnet, daß bis jetzt 46,627,843,275,075,845 Menschen auf der Erde gelebt haben oder 134,622,976 auf der Quadratmeile oder 5 Personen auf jedem Quadratfuß des festen Landes. Unsere Erde ist demnach ein ungeheurer Friedhof. In einer Quadratruthe, welche kaum Raum für 10 Gräber bildet, liegen 1283 menschliche Wesen begraben. Jedes Grab müßte demnach 128 Personen enthalten, und wäre, wenn man eine gleichmäßige Vertheilung annimmt, die Erde zur Todtenbestattung 128 Mal umgraben worden.

*

Ehrlich getheilt. Als Abdul Medschid eines Morgens zum Gebet die Stufen der Moschee emporstieg, trat ein Bettler an ihn heran: „Großmächtiger Sultan, glaubst du auch, was der Prophet sagt?“ Der Sultan lächelte: „Ja, das glaube ich.“ „Nun wohl, Muhamed sagt, wir seien alle Brüder. Gieb mir also, mein Bruder, das Theil, welches mir von deinem Reichthum gebührt!“ Abdul besann sich kurz und gab dem Bettler einen Piafter. Der aber behielt das Geldstück in der Hand, betrachtete es lange und sagte endlich: „Aber Herr Bruder, das ist nicht recht getheilt, denn dieses Geldes hast du doch wohl 50 Millionen.“ Da hob der Sultan warnend die Hand und sagte: „Höre, behalte, was ich dir gegeben habe und sei zufrieden, denn ich habe 500 Millionen Brüder und wenn alle kommen, um mit mir zu theilen, so müßtest du neun Zehntel wieder hergeben.“ Damit gieng er in die Moschee, der Bettler aber mußte ihn begriffen haben, denn er nickte still vor sich hin und steckte dann seinen Piafter ein.



Kurze Chronik der Weltbegebenheiten vom Juli 1881—1882.

Wir laden auch diesmal unsere werthen Leser zu einer kurzen Rundreise um die Welt ein, um nachzusehen, was der verfloßene Jahrgang den andern Ländern in der Hauptsache Gutes oder Schlimmes gebracht habe.

Beginnen wir auch diesmal wieder mit dem „Kopfe“ der Jungfrau Europa, wie die stolzen Spanier in für sie glücklichen Zeiten ihre Pyrenäen-Halbinsel zu nennen beliebten. Das Leben unsers Welttheils hat sich offenbar aus diesem Kopfe mehr gegen das Herz zu konzentriert, wie wir die große Schöpfung Bismarcks, das deutsche Reich, nennen möchten. Aus dem armen, leeren Kopfe, in welchem Madrid und Lissabon liegen, hat die Inquisition und die düstere Politik des Mittelalters alle befruchtenden Ideen, auf denen die Größe eines Landes beruht, gründlich hinweggesetzt. Der arme König Ludwig Koburg-Braganza in Lissabon muß sich jeden Augenblick im Theater oder auf der Straße gefallen lassen, übelwollende Rufe zu hören, man brauche ihn nicht und könnte es ganz gut ohne König mit einer republikanischen Verfassung machen. Und sein Nachbar Alfons von Spanien ist nicht viel wohler dran.

„Fürsten sind das einzige Wild,“ sagte witzig vor einiger Zeit Kronprinz Rudolf von Oesterreich, „auf welches die Jagdzeit stets offen ist.“ Und einer solchen etwas ängstlichen Vogel-freiheit erfreut sich ganz besonders auch der König von Spanien. Vorgefallen ist in seinem Reiche eben nicht viel. Der möglichst freisinnige Sagasta führt mild und weise das Ruder, nach dem gar viele, wie z. B. der ehrgeizige Marschall Serrano, ränkesüchtig streben.

Cuba sowohl als die Baskenländer sind ruhig geblieben. Einige Unruhe verursachte der neue Handelsvertrag mit Frankreich, wie dies ja aus gleichen Motiven auch bei uns in der Schweiz der Fall war. Die Katalonier um Barcelona sind die industriellsten Leute Hispaniens; diese Arbeiterbevölkerung war auch immer die radikalste und streift oft stark an sozialistische Ideen; auf einmal aber, als es galt, die Grenze gegen Frankreich zu öffnen, um die dortigen billiger und besser fabrizierten Produkte in's Land hinein zu lassen, da wurden sie alsbald ganz bedenklich reaktionär und protestirten fast mit bewaffnetem Aufstand und Revolution gegen den freihändlerischen Vertrag.

In Frankreich ist im letzten Jahre eine gewaltige und tiefgreifende Aenderung vor sich gegangen. Die Franzosen haben ihren bisherigen Abgott, der mit ihnen machen zu können schien, was ihm nur beliebte, sie haben den Mann der Nationalverteidigung von 1870, den Diktator von Cahors, den Löwen Gambetta abgedankt und so gründlich seiner hohen Stellung, die er im Herzen des Landes einnahm, entsezt, daß es fast unmöglich erscheint, daß er je wieder in den Sattel komme. Der Mann hat es aber auch darnach getrieben und ist mit einem, auf keine Warnung der besten Freunde hörenden Leichtsinne in den Abgrund gegangen, der sich doch sichtlich genug vor ihm öffnete.

Es handelte sich um ein neu in die Verfassung aufzunehmendes Wahlprinzip, ohne welches Gambetta nicht regieren und „reformieren“ zu können glaubte, wie es ihn gut dünkte. Die Kammer, vor welche er mit seinem Begehren nach dem „Listenscrutinium“,

wie man den von ihm gewünschten Wahlmodus nennt, trat, ist nach andern Grundätzen gewählt. Sie ist das Resultat von beschränkten Bezirks-wahlen, wo auch der kleinere Mann zur Geltung und zu einem Sitze in der Kammer gelangen kann, weil er, obschon im ganzen Frankreich wenig bekannt, doch unter seinen nähern Mitbürgern der Erste ist. Ueber solche nah umgrenzte Wahlkreise hat ein diktatorischer Herrscher von Paris aus keine unbefchränkte Herrschaft; der lokale Einfluß überwiegt den seinen. Bei großen Wahlkreisen, wo ein ganzes Departement alle seine Kandidaten auf eine und dieselbe Liste setzt, ist es etwas Anderes. Da müssen alle kleineren Interessen verschwinden; im großen Bezirk kennt man den Mann aus der kleinen Thalschaft nicht, wenn er in derselben sich auch noch so große Verdienste erworben haben oder doch als Matador in Geltung stehen sollte.

Ueber die Wahlen des weitausgedehnten Departements geht ein „großer Luftzug“, der alles Leichtere wegsegt, das Nebenthal mit seinen lokalen Wünschen und Bedürfnissen nicht berücksichtigt, sondern nur die großen politischen Fragen und Interessen, welche ganz Frankreich berühren. So lange das Hasle sich seine Großräthe selbstständig und allein wählt, wird es seine meist unbekannten Mitbürger nach Bern senden und schwer einen leeren Sessel für einen, wenn auch noch so verdienten „Fremden“ finden; wählt aber das ganze Oberland auf Einer Liste, so könnte es gar leicht einem Guttanner begegnen, daß er etwa einem Fürsprecher von unten im Lande Platz machen müßte, weil man im Ganzen findet, derselbe gehöre als Vertreter des Gesamtlandes in die oberste Behörde. In großen Wahlbezirken wehen große Luftzüge, vor denen kleine Leute nicht bestehen, denn diese Luftzüge kämen bei uns von Bern, in Frankreich von Paris, wo ein großes Central-Wahl-Comite die Fäden in Einer Hand zusammengehalten hätte. Natürlich konnte beim Listenscrutinium ein solches allmächtiges Centralcomite nicht nur der eigenen Partei zu einem fast absoluten Sieg verhelfen (während in kleinen Bezirken gar leicht noch hie und da ein

anders Gefinnter durchdrang), sondern es stand auch in seiner Macht, einen großen populären Mann an so vielen Orten wie ihm beliebte, in 30, 40, 50 Departementen zugleich wählen zu lassen, was für denselben den moralischen Effekt einer glorreichen Wahl zum Oberhaupt der Nation haben mußte.

Mit diesem neuen Wahlgesetz, das offenbar als Grundlage für die zukünftige Diktatur dienen sollte, wagte es Gambetta, vor eine Kammer zu treten, die aus kleinen Bezirkswahlen hervorgegangen war und die damit ihr eigenes Absehungsfekret und beinahe Verdammungsurtheil unterzeichnen sollte. Um seine ehrgeizigen Absichten noch deutlicher zu machen, hatte er sich mit einem Ministerium von ganz unbedeutenden jungen, ihm blind ergebenen Männern umgeben, die nur bedacht waren, des Herrn Willen getreulich zu erfüllen.

Die Zumuthung an die Deputirten, in solcher Weise zu Gunsten eines festen Diktators, dem man noch dazu die abenteuerlichsten Reform- und Rache-Projekte nach Innen und Außen zuschrieb, abzudanken, war ungeheuerlich. Wer es irgend noch gut mit dem sonst um Frankreich hochverdienten Manne meinte, wehrte ihm ab, warnte und bat ihn, von dem Plane, der unmöglich gelingen könne, abzustehen. Aber der angeborene Eigensinn und die sprichwörtliche Verblendung des zu lange als Liebling des Volkes vergötterten Despoten war schon zu mächtig in ihm. Er glaubte, wie früher so oft, den Sturm durch die Macht seiner Rede und die hinreißende Gewalt seiner Persönlichkeit beschwören und seinen Willen durchsetzen zu können. Er übersah, daß die Anforderung an eine Kammer, seiner einzelnen Person zu Liebe sich und Frankreich zu opfern, übertrieben war. Der zu stark gespannte Bogen brach und damit der Zauber, mit welchem Gambetta bisher das ganze Volk gefesselt hatte. Er fiel und mit ihm ein Alp, der schwer auf Frankreich und dem ganzen Europa gelegen hatte, weil der Wille eines einzigen Uebermächtigen stets wie ein Damokles-Schwert über den Häuptern aller Uebrigen schwebt.

Alles lebte nach diesem erlösenden Sturm

frei auf in Frankreich. Am Platz des frivol mit des Landes Geschicken spielenden Abenteurers wurden die drei besonnensten und gewiegtesten Staatsmänner, die ganz Frankreich neben dem ernst-ruhigen Grevy, dem Präsidenten der Republik, am höchsten verehrte, an's Ruder berufen, die beiden Protestanten: Freycinet an die Spitze des Kabinetts und für das Aeußere und Leon Say für die Finanzen, und der aufgeklärte Katholik Jules Ferry für die in Frankreich so lange vernachlässigte und deshalb um so wichtigere Erziehung.

Jeder Gedanke an kriegerische Abenteuer wurde sofort gründlich, wie wir am Schlusse sehen werden, nur zu gründlich aufgegeben. Die Besetzung von Tunis, bei der Frankreichs Ehre bereits zu tief engagirt war, als daß man hätte zurückgehen können, wurde mit ungeahntem Glücke, fast ohne Schwertstreich vollendet, nachdem der unfähige Freund Gambetta's, Farre, als Kriegsminister abgelöst und dem wackern und soliden General Saussier das Oberkommando übertragen worden war. Der Bey — schon früher nur der Schatten eines Regenten — ergab sich nicht ungerne in das Schicksal, der pekuniär ganz sicher gestellte Schützling und Vasall Frankreichs zu sein.

Das sonst so stolze England hat ein schlimmes Jahr innerer Krankheit gefährlichster Art durchgemacht und noch ist die gute Krisis nicht eingetreten und die Besserung in weitere Ferne gerückt als je. Felsenfest und unerschütterlich — hatte man geglaubt — seien die sozialen Zustände Großbritanniens gegründet auf der alten, „freien“ Verfassung, — und plötzlich zertheilt sich der bisher von künstlichem Lichte rosig beleuchtete Nebel und die nackte, traurige Wahrheit tritt zu Tage, eine innere Fäulniß und Zersetzung, ärger als der Nihilismus in Rußland. Neben vielen andern dunkeln und düstern Punkten ist die Insel Irland, sind ihre mit der englischen Gewaltherrschaft unzufriedenen Bewohner, die Fenier, wie sie sich nach ihren angeblichen Voreltern, den schiffahrtskundigen Phöniziern nennen, die große Eiterbeule, die klaffende Wunde am Leibe der meerbeherrschenden Britannia. Das Uebel datirt seit lange

her. Es war eine bosshafte Ironie des Schicksals, daß es den frühern despotischen und aristokratischen Regierungen gelang, den Ausbruch noch zurückzuhalten und mit starker Hand den Riß zusammenheftende Pflaster dem Uebel aufzulegen. Der humane Gladstone war es, welcher behutsam die Binde lüften wollte, in der besten Absicht, nachzusehen, was denn eigentlich dahinter sei, das so unangenehm zu riechen beginne, und ob man wohl mit Medikamenten und Balsam da etwas heilen könne. Er hat damit den Deckel von einem Wespenneist gelüftet und abgenommen, dessen Bewohner längst summend und brummend sich unter einander verabreden und mit den heiligsten Eiden verschworen hatten, was sie thun werden, wenn sie, gleichviel durch welche Hand, einmal Luft bekämen.

Jetzt ist mit keiner noch so gerechten und wohlwollenden Landbill mehr zu helfen. Hier ist es, wie es im bekannten Liede heißt: „100,000 Teufel“ sind über ganz Irland los und sie lassen sich nicht mehr ruhig in ein Gütterli fassen. Erleichtert den Pachtzins, schenkt die rückständigen Schulden, erleichtert aus Staatsmitteln den Freikauf der Pachtung, — das genügt Alles nicht mehr. „Irland für die Irländer und hinaus mit den Engländern!“ — das ist das Feldgeschrei eines nicht eben in den Waffen einer offenen Rebellion stehenden, aber, was ungleich gefährlicher, vom Norden bis zum Süden, vom Priester bis zum letzten Tagelöhner oder Felddieben, Mann und Weib, Alt und Jung zu gleichem Zweck der Austreibung der verhassten Race verschworenen Volkes.

Der Krieg, den ein solches Volk führt, ist grauig; der Zweck heiligt ihm jedes Mittel! Der Patriotismus wird Mordthat! An eine offene Feldschlacht denkt kein Fenier. In „Mondscheinnächten“ wird der ungetreue Irländer in seiner Hütte überfallen, der Pachtzins zahlt oder es wagt, das verlassene Gut eines ausgewiesenen Pächters zu übernehmen — und er, seine Frau oder seine Töchter, wer eben da ist, tödtlich mißhandelt; — den Landagenten des englischen Barons und den ihn begleitenden Gerichtsvollstrecker oder Weibel strecken verummte Männer hinter Hecken hervor mit gutgezielten Schüssen nieder; die höch-

sten Beamten, aus den edelsten englischen Geschlechtern, vom besten Willen für Irland beseelt, kommen über den St. Georgs-Kanal, um von Dublin aus das Land mit Wohlthaten zu versöhnen; aber das Land begehrt keine Wohlthaten von England, nur endlich einmal Freiheit; um den Lord sammelt sich rasch auf dem belebtesten Plage der Stadt eine dichte Gruppe von Männern und, wenn sie wieder auseinanderstiebt, liegt er fürchterlich verstümmelt und todt am Boden.

Aber auf Irland sind die Plagen Englands von Seite der Fenier nicht begrenzt! Nirgends, selbst im eigenen Hause zu London, sind die stolzen Briten mehr sicher. Die Unterdrückung, die sie zu Hause erfuhren, hat seit hundert Jahren die Iren ins Ausland getrieben. Wie die Juden aus gleichen Gründen die Welt, so erfüllen die Iren alle Länder, in denen man englisch spricht, besonders England selbst und Nordamerika. Die niedrigsten Dienste verrichtend, unwissend, zankfüchtig und faul, hat man sie nirgends gern; aber das schiert sie wenig; sie bleiben zäh wie Klebläufe. Und zäh bleiben sie auch überall in der Racenliebe zum eigenen Volk, aufopferungsfähig bis zum letzten Stück Brod, und in dem Racenhaß gegen England, dem sie nicht nur in der heimischen Lehmhütte auf Irland, dem sie eben so gut in London als in New-York den Tod geschworen.

So kommt es denn, daß bei diesem unterirdisch verborgenen Volkskrieg, der mit Dolk und Dynamit geführt wird, die Engländer nirgends mehr sicher sind und auch ihre eigene Insel unterminirt ist.

Fürst Bismarck, der geniale Schöpfer des deutschen Reiches, hätte bald wieder einen großen äußern Krieg nöthig, um seine allmählig schwindende Autorität im Innern neu aufzufrischen. Alle die feindseligen Elemente, welche ihm das Leben am Ruder des preussischen Staates so bitter machten, bevor er sie durch den böhmisch-deutschen Krieg niederschlug und durch den französischen an seinen Triumphwagen fesselte, erwachen ihm wieder in einer jüngern Generation und treten ihm und seiner gewaltigen persönlichen Macht ingrimmig, wie vor zwanzig Jahren,

entgegen. Er möchte sein großes Werk, das natürlich allen Nachbarn ein hassenswerther Dorn im Auge ist, bei seinen Lebzeiten noch möglichst befestigen und unter Dach bringen und hätte dazu opferwillige Bürger dringend nöthig. Aber der jüdische, krämerhafte, frivole Sackpatriotismus, dem die „Größe des Vaterlandes“ eine leere Phrase ist, möchte dem Staate lieber nichts einräumen, um möglichst „frei“ selbst „handeln“ zu können. Und der rechthaberische und doch so flache „Liberalismus“ sieht diese Größe des Vaterlandes in der recht üppigen Entwicklung eines phrasenreichen Parlamentarismus, wo das größte und frechste Maul am meisten „richtet“, und in sogenannten Volksrechten, auf denen nur der Demagog selbst hoch zu Ross und in eitelm Dünkel daherreitet, durch welche aber jede feste Regierungsgewalt, auf die der Staat nach Außen und Innen fußen muß, gehemmt und zerseht wird.

Von den berühmt gewordenen Gesetzen, um die er sich das ganze verflossene Jahr mit den Juden und den Fortschrittlern resultatlos herumgebalgt hat, nennen wir nur zwei. Um den sozialistischen Bestrebungen und dem steten Nothschrei der Arbeiter die Spitze abzubreaken, wollte Bismarck den Staat bei den Unfallversicherungen und Altersversorgungskassen aller minder besoldeten Arbeiter so betheiligen, daß derselbe dem Arbeiter und dem Arbeitgeber die Sache dadurch erleichtere, daß er einen Drittel der jährlich zu bezahlenden Prämie, freilich dann auch die Verwaltung und Kontrolle der Kassen übernehme. Die der Vermehrung der Regierungsgewalt feindseligen Fortschrittsmänner, Richter und seine Genossen, erkannten natürlich sofort, daß diese Staatswohlthat sammt Regierungsaufsicht den gesammten Arbeiterstand, bis dahin ihre eigene, willige und leicht am Gängelband zu führende Stimmarmee, in die Hände der Regierung liefern würde. Sie verzichteten deßhalb lieber auf den Staatsbeitrag, der den Arbeitern zu Gute gekommen wäre, um diese letztern in der Armuth und Noth, aber dafür in ihren eigenen Händen zu behalten.

Das zweite Projekt Bismarck's war das

Tabakmonopol für den Staat. Der ganze Reinprofit aus dem Verbrauche dieses Luxusmittels sollte den öffentlichen Kassen zu Gute kommen und dafür die drückendsten direkten Steuern erleichtert werden.

Alle reichsfeindlichen Parteien aber, selbst die Katholiken unter ihrem Haupte, dem kleinen, aber zungenfertigen Windthorst, denen doch Bismarck, um sie für seine Finanzprojekte zu gewinnen, so freundlich entgegengekommen war, daß er den Kulturkampf vollständig einstellte und man von ihm höhnisch sagte: „er sei nach Canossa gegangen, um vor dem Papste Buße zu thun“ — alle diese Feinde Bismarck's stimmten zusammen, man dürfe ihm die reiche Geldquelle des Tabakmonopols nicht gewähren, weil ihn diese zu mächtig und zu kräftig machen würde, so daß man sich seiner nachher gar nicht mehr durch Geldverweigerungen zu erwehren im Stande sei. So hatte denn der gute Kanzler bis auf die letzten Tage des eben abgelaufenen Juni viel Kampf und Verdruß — auch mit seinen nächsten Dienern, die ihn nicht so kräftig unterstützen, wie er es wohl wünschte, und die er deßhalb so häufig wechseln muß, wie eine exakte Hausfrau ihre lässigen Mägde. Soeben geschah ihm das gleich nach dem Schluß des Reichstages mit seinem Finanzminister Bitter, und etwas verbittert zog er sich diesmal nach Varzin zurück mit dem bestimmten Befehl, nichts von Geschäften oder Papieren ihm dorthin nachzusenden, das ihn irgendwie ärgern oder in seiner Ruhe stören könnte.

Kaiser Wilhelm selbst dagegen hat im März rüstig und fröhlich seinen 86. Geburtstag gefeiert und im Mai darauf die seltene Freude erlebt, seinen Thronfolger in der vierten Generation, also seinen Urenkel geboren und getauft zu sehen.

Von den übrigen Staaten und Stätchen Deutschlands ist wenig zu sagen. Seit der Wiederaufrichtung des Kaiserthrones sind sie zu Provinzen ohne selbständige politische Bedeutung herabgesunken.

In Bayern allein ist noch etwas eigenes politisches Leben und Streben; aber es bietet ein eigenthümliches und wenig erfreuliches Bild dar. Die Mehrheit der Volkskammer ist römisch-

ultramontan, dem Reichsverband unter Preußens Leitung abgeneigt, schulfreundlich, retrograd, und es ist scheinbar unkonstitutionell, daß einer solchen Kammermehrheit gegenüber der junge, geniale und freisinnige König Ludwig, ein Bewunderer Bismarck's, sein liberales Ministerium beibehält. Aber er ist dennoch in seinem Rechte; denn der fast durchweg verständige und dem Fortschritt ergebene Adel, die gebildeten Stände und Berufe, die ganze protestantische Bevölkerung des Reiches steht auf seiner Seite und wiegt jedenfalls moralisch mehr, als der ganze römische Pöbel, der von seinen Priestern am Gängelband geführt wird.

In Oesterreich, das durch seinen Aus-schluß aus Deutschland viel von seinem moralischen Halt verloren hat, fährt der Ministerpräsident, Graf Taaffe, ein Jugendfreund des Kaisers Franz Joseph, in unleugbar geschickter Weise fort, die verschiedenen und sich befehdenden Völkerstämme der Monarchie friedlich nebeneinander zu weiden und zu regieren, indem er die nationalen Begehrlichkeiten der Einen denen der Andern entgegenstellt und sie beide fühlen läßt, daß man unmöglich die partikularistischen Wünsche jedes einzelnen Stammes befriedigen könne. Die gegenseitigen Anfeindungen haben denn auch in diesem Jahre bedeutend abgenommen; der Tscheche läßt den Deutschen in Böhmen ruhig, und das leider unverhältnismäßig stark mit frivolem Judenthum durchsetzte germanische Element im eigentlichen Oesterreich fühlt mehr und mehr, daß es den übrigen Racen gegenüber in der Minderheit ist und besser thut, seine Ansprüche zu mäßigen und sich zu einer kräftigen Defensiv zu vereinen, statt aggressiv vorzugehen; die Deutschen an der mittlern Donau dürfen eben nie vergessen, daß sie seit Sadowa und Königgrätz das deutsche Reich nicht mehr als Stütze im Rücken haben.

Bismarck hat mit gewohnter Schlaueit im letzten Berliner Vertrag den Oesterreichern das gefährliche Danaergeschenk von Bosnien und der Herzegowina als Ersatz für die entrissene Stellung in Deutschland gemacht. Als solches hat es sich im letzten Jahre vollständig erwiesen. Die Muhamedaner in diesen faktisch, wenn auch noch nicht nominell, einverleibten Provinzen

weigerten sich, in den Reihen der christlichen Mitbürger Kriegsdienst zu thun — und eine Anzahl christlicher Stämme wollte sich überhaupt in keine staatliche Ordnung fügen und vor allen Dingen keine Steuern zahlen. Die Folge war, daß ein langwieriger, viel Geld und Blut ganz unnützerweise verschlingender Kampf zwischen Militär und Räuberbanden in den felsigen Gebirgen von Dalmatien bis an die Grenzen der Schwarzen Berge entbrannte, der vom General Jovanowitsch nur mit Mühe gedämpft wurde; die letzte Bande unter dem Häuptling Tungus ergab sich erst Ende Juni letzten Jahres.

Die Schweiz wird in der nächsten Zeit zu Oesterreich in ein näheres, für sie sehr vortheilhaftes kommerzielles Verhältniß kommen. Wie die Gotthardbahn uns zum Mittelgliede des großen Weltverkehrs zwischen Süden und Norden, Italien und Deutschland, macht, so erschließt uns die im letzten Jahre in Angriff genommene Aarlbahn sowohl den Import, als den Transit des enormen Produktenreichtums von Oesterreich und Ungarn mit ihrem Getreide, Mastvieh, Wein; wir werden dadurch das Mittel-land zwischen Osten und Westen, dem Donauraich und Frankreich, und werden uns immer mehr unserer unvergleichlichen Centralstellung in Europa in Handel und Wandel zu erfreuen haben.

Italien ist, wie alle romanischen Staaten, Dank dem zersetzenden Element des jede gesunde Regung des Geistes erlöbenden Jesuitismus, von den extremsten, jede staatliche Ordnung zerstörenden Parteien zerfressen. König Humbert bemüht sich, auf's Strengste nach konstitutionellen Grundsätzen zu regieren; aber Tausenden gefällt auch diese mildeste Form der Monarchie nicht mehr und sie „stürmen“ nach einer Republik, die sie nicht verstehen und in der es wunderbar zugehen würde.

Die italienischen Kammern sind dafür bekannt, daß sie nur Parteigezänke und Ministerwechsel-Intriguen zu Tage fördern und selten zu praktischen Beschlüssen und Reformen kommen. Im verflossenen Jahre jedoch ist eine Wahlreform zu Stande gekommen, welche sich theoretisch sehr gut ausnimmt, aber praktisch bedenkliche Folgen haben könnte. Das Stimmrecht ist zwar

noch nicht universell gemacht, sondern an etwas Bildung und eine kleine Steuer geknüpft, aber bedeutend — und zwar um Millionen von Stimmberechtigten — erweitert worden. Es fragt sich nun, ob nicht, wie dies in Belgien, in Bayern und anderswo wiederholt geschehen, die klerikale Partei sich dieser ungebildeten Volks- und Stimm-massen mit Erfolg bemächtigen und alle Errungen-schaften des einigen Italiens mit einer ultramon-tanen Kammermehrheit in Frage stellen könnte!

In dem Verhältniß zu Frankreich trat im Laufe des Jahres eine ziemlich Spannung ein, da Frankreich Tunis eigenmächtig besetzt hatte, ohne Italien, welches dazu ein gewisses Recht zu haben glaubte, vorher darum zu befragen. Italien rächte sich durch eine splendide Feier der sizilianischen Vesper in Palermo, des Tages, wo vor 600 Jahren ein paar Tausend französische Eindringlinge auf's Grausamste auf der Insel sind ermordet worden. Bald nach dem Feste starb auf seiner Felseninsel Caprera der alte General Giuseppe Garibaldi.

Garibaldi war am 4. Juli 1807 zu Nizza geboren. Er trat, nachdem er in der Handels-marine gedient hatte, 1833 in die sardinische Kriegsflotte, mußte aber, da er sich an einer der damals in Italien üblichen Verschwörungen zur Herstellung des einheitlichen Italiens betheiligte, schon 1834 flüchten. Zuerst gab er nun Unterricht in Marseille, begab sich aber bald wieder aufs Meer und zwar zunächst als Offizier auf eine dem Bey von Tunis gehörende Fregatte. 1836 wandte sich Garibaldi nach Süd-Amerika, wo er sich in den Kämpfen zwischen Uruguay und Argentinien als tüchtigen Militär bewährte und seine erste Frau, Anita, kennen lernte, die sich durch die ihrem Manne geleisteten Adjutantendienste einen Namen machte.

Als aber 1848 der Krieg zwischen Italien und Oesterreich entbrannte, eilte Garibaldi, sich dem König Karl Albert von Sardinien zur Verfügung zu stellen und erkämpfte an der Spitze eines Freiwilligenkorps einige kleine Erfolge in Südtirol. Nach der Flucht des Papstes trat Garibaldi in den Dienst der provisorischen Regierung in Rom. Auf seinen Antrag wurde dort die Republik verkündet. Am 30. April 1849

schlug er die Franzosen unter Dubinot vor den Thoren Roms, am 9. und 19. Mai die Neapolitaner bei Palestrina und Velletri und vertheidigte das unbefestigte Rom 30 Tage lang gegen die Franzosen. Schließlich aber wurde er von den Oesterreichern, denen er entgegengezogen war, bei San Marino geschlagen. Nachdem er dann noch in Ravenna sein Weib durch den Tod verloren hatte, zog er der Gefangenschaft die Auswanderung vor und begab sich aufs Neue nach Amerika, wo er verschiedene industrielle Unternehmungen betrieb. 1854 kehrte er nach Europa zurück und kaufte sich in Caprera an. Im Jahr 1859 schlug der General mit seinen Alpenjägern die Oesterreicher bei Varese und San Fermo. Den größten Erfolg aber errang Garibaldi im Jahr 1860. Am 11. Mai landete er mit 1000 Gefährten in Marsala auf Sizilien und drang nach schweren Kämpfen als Diktator in Palermo ein. Als Sizilien ganz erobert war, ging er nach Calabrien über und zog im Triumph am 7. September in Neapel ein. Nachdem die Bevölkerung den König Victor Emanuel als König von Italien begrüßt hatte, zog sich Garibaldi wieder auf seine Insel zurück, um fortan dem letzten Ziel, der Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft und der Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Rom, zu leben. Er sollte dieses Ziel aber nicht erreichen; am 29. August 1862 wurde er bei Aspromonte von den italienischen Truppen verwundet und geschlagen und am 3. September 1867 von den Franzosen bei Mentana. Im Feldzuge von 1866 gegen die Oesterreicher war ihm das Glück auch nicht hold und auch sein Zug anno 1870 zu Hülfe der Franzosen brachte ihm keine Lorbeeren. Von da an blieb er ruhig auf Caprera, ließ es sich aber nicht nehmen, von da aus das Fest der sizilianischen Vesper zu besuchen. Sein Zug dahin war ein wahrer Triumphzug und bewies, daß seine Popularität um nichts abgenommen hatte. Bald nachher, am 2. Juni 1882, starb er.

Ein merkwürdiger Mann! Der zäheste und unermüdlichste Vorkämpfer der Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit seiner Nation, stets zu neuen Kämpfen sich und Andere anregend, bei dem wohlwollendsten Charakter doch rück-

sichtslos und oft eigensinnig dreinfahrend. Er hat es stets verschmäht, andere Kräfte zur Er kämpfung seiner Zwecke zu gebrauchen als das Volk, war aber bei seinen Freischaarenzügen doch oft froh, wenn geordnete Truppen ihn aus unangenehmen Lagen herausrissen, in welche sein trotziger Muth ihn gebracht hatte. Ebenso hat er es stets verschmäht — und das gereicht ihm zur hohen Ehre — sich seine Liebe zum Vaterland und seine großen Thaten für dasselbe von der Nation oder dem König belohnen zu lassen. Nach dieser Richtung steht er wirklich fast wie ein politischer „Heiliger“ da, der sich nicht dotiren läßt. Während Millionen ihm zu Gebote gestanden und zu Füßen gelegen hätten, starb er als ein armer Einsiedler auf dem abgeschiedenen Eiland des Mittelmeeres, das er mit sauer verdientem Gelde sich erkauft hatte. Italien hat ihm im Leben, aber besonders nun im Sterben viel Ehre angethan. Er hat es verdient und ruhe im Frieden!

Rußland trauert noch um den Tod seines ermordeten Czaren Alexander II. Das Blut dieses Wohlthäters seines Volkes hat, wie das der Märtyrer, unverkennbar Früchte getragen. Wenn auch der wüste Nihilismus, welcher meint, durch die Ausrottung der Herrscherfamilie und ihrer treuesten Diener die strahlende Freiheit und ein goldenes Zeitalter zu erringen, noch nicht verschwunden ist, sondern noch immer unterirdisch wühlt und Minen legt und auf eine allgemeine Eruption des Vulkans hofft, den er mit seinen Sprengstoffen zu nähren sucht, so ist doch unzweifelhaft die Situation seit dem Kaiserthode eine bessere geworden. Es ist, als ob die Verschwörerbande selbst zurückbezte und erschrocken wäre vor dem in ganz Europa einstimmig ertönenden Schrei der Entrüstung und Verabscheuung, welche die unerhört schändliche That hervorrief. Als man dann von Amerika her noch vernahm, daß auch der edelste Republikaner, wie Garfield, nicht sicher sei vor Kugel oder Dolch, wenn er an der Spitze des Staates stehe und daher den Männern des Umsturzes im Wege, da mußte doch auch dem Verblendetesten klar werden, daß der politische Mord nicht zu gutem Ziele führen könne.

Nach den Ereignissen der letzten Zeit begriff Jedermann, daß der junge Czar Alexander III. sich persönlich zurückhielt und meist in seinen Schlössern Gatschina und Peterhof verweilte, ob schon er es gar nicht vermeiden, sich seinem Volke öffentlich zu zeigen. Was von neuen Verschwörungen, gelegten Minen, entdeckten Verräthern in den Zeitungen, besonders in den semitischen, gelesen wird, beruht meist auf böswilliger Entstellung und ist darauf berechnet, die russischen Zustände als fortwährend unerquicklich darzustellen. Die Judenblätter sind besonders ungehalten über die russischen Behörden, weil die Israeliten im ganzen Reiche vom Volke grausam verfolgt und von den Beamten, bürgerlichen und militärischen, angeblich nicht genügend beschützt werden. Ueberall werden denn auch diese sogenannten Judenhegen als barbarisch auf's Strengste verurtheilt und nicht mit Unrecht.

Um bessere Zustände in Rußland zu erreichen, versucht es Alexander bald mit diesen, bald mit jenen Männern, wechselt Loris-Melikoff mit Ignatieff und neuerdings dieser mit Tolstoi. Möge er bald den treuen und einsichtsvollen Diener finden, der diejenigen Reformen trifft und einführt, welche die Gegensätze im Volke zu versöhnen und dasselbe dem dauernden Glücke entgegenzuführen im Stande sind. Dann darf auch er sich mit seiner Dagmar zum Kaiser aller Rußen im Kreml zu Moskau freudig krönen lassen!

Auf der Balkan-Halbinsel ist die Ruhe der Erschöpfung eingetreten seit dem mörderischen Kriege, der sich an die berühmt gewordenen Namen Plewna und Schipka knüpft. Die freier gewordenen slavischen Stämme werden sich wohl bald erholen, um den letzten Ansprung gegen die bereits bedenklich morsche „Pforte“ zu unternehmen. Unterdessen befestigen sie sich gemüthlich in ihrem Besitze und ruhen nicht bloß auf ihren Lorbeeren, sondern suchen diese auch während der Ruhe mit neuen Kränzen zu vermehren. Karlos von Hohenzollern in Rumänien hat sich mit Bewilligung seiner europäischen Herren Kollegen den Titel eines Königs beigelegt. Da sein Nachbar Milan von Serbien



Scene aus der Judenverfolgung in Rußland.

bei dem bösen Bontourkrach in Eisenbahngeschichten durch die Unvorsichtigkeit seiner Minister einige Millionen einbüßte und das Volk gar zu laut zu murren anfang, so wußte er das unwirische Kind auch mit nichts Anderem wieder kirre zu machen, als indem er sich das königliche Diadem umlegte und das prunkvolle Fest einer Krönung feierte. Fürst Alexander von Bulgarien hatte einen Sprung mit seinen exaltirten Radikalen und mußte die freisinnige Landesverfassung, die von jenen zu den gefährlichsten Umtrieben mißbraucht wurde, für einige Jahre suspendiren; da er unter seinem — Dank dem hundertjährigen türkischen Joche — halbbarbarisch gebliebenen Volke entschieden keine Männer findet, die zum Regieren des Landes tauglich sind, so hat er sich solche von seinem Vetter, dem russischen Czaren, erbeten, an welchen überhaupt sich anzulehnen seine klügste Politik ist.

Die Montenegriner auf ihren schwarzen Bergen haben sich, geleitet von ihrem verständigen und in jeder Hinsicht sympathischen Fürsten Nikita, bei der letzten Krise des bosnischen Aufstandes wider Erwarten brav und klug benommen und die Rolle der Schweiz im Jahr 1871 glücklich nachgeahmt, indem sie die Trümmer der Rebellenbanden zwar aufnahmen, aber entwaffneten und internirten. Die Bergesöhne richten sich übrigens gar behaglich in den neu erworbenen Plätzen am Meere ein und Nikita — heißt es — residire mit seiner liebenswürdigen Gemahlin auch lieber in dem milden Antivari, als in dem rauhen Winternefte Cetinje.

Die Hellenen haben im Laufe des Jahres die unblutig, weil bloß diplomatisch, gemachten Eroberungen eingeheimst. Sie fielen natürlich auch darnach aus und bestanden bloß aus dem größern Theil von Thessalien und einem kleinen Stück Epirus. Mehr konnte unmöglich verlangt werden, aber das blind urtheilende Volk schob die Schuld des kleinern Gewinnes auf seine fürsichtige Regierung, die doch nur Griechenblut hatte schonen wollen, jagte sie fort und setzte eine andere ein, die freilich nun gar kein Verdienst an dem Errungenen hat.

Die noch türkisch gebliebenen christlichen Provinzen wimmeln zum Zeichen ihrer Unzufrieden-

heit und der Unfertigkeit der Zustände von den bösestigen Räubern; Niemand legt ihnen ernstlich das Handwerk, und es ist nur zu hoffen, daß sie noch ein paar Engländer brandschagen, wie geschehen ist. Dann wird's vielleicht bessern!

Der Sultan Hamid lebt still in seinem Sternepavillon. Der Kamm würde ihm schon wieder wachsen, wenn er nur mehr Futter hätte. Aber da fehlt's. Es ist ein wahrer Hohn auf den armen Mann, wenn Jemand das alte Lied singt: „Der Sultan lebt in Saus und Braus; er wohnt in einem großen Haus voll wunder schöner Mägdelein!“ Damit ist's für immer aus. Aus Aerger über England, das ihn in den letzten Krieg hineingestoßen und dann schmächtig im Stich gelassen hat, und über Frankreich, welches den Edelstein Tunis aus seiner Khalifenkrone gebrochen, hat er sich jetzt vollständig dem großen Kanzler in die Arme geworfen, was diesem so schmeichelt, daß er ihm sein Reich auf preußischem Fuß mit preußischen Offizieren und Beamten reorganisiren helfen will.

Ganz unerwartet kam in der letzten Zeit noch die ägyptische Revolution. Vor 70 Jahren schon war durch Vorschub der Mächte England und Frankreich das Nilland unter dem kräftigen Statthalter Mehemed Ali von der Pforte fast unabhängig geworden. Der immer engere Anschluß seiner Nachfolger an westeuropäische Kultur brachte das Land aber auch in immer größere Abhängigkeit von den Westmächten, die darin sowohl Eisenbahn, als Kanal zur Verbindung von Europa mit Ostasien bauten und mehr und mehr schalteten und walteten, als ob sie die Eigenthümer seien und die Ägypter ihre Unterthanen. Da der junge Vizekönig Tewfik ganz in den Händen der westmächtlichen Kommissäre war, so schauten die fanatischen, den christlichen Einfluß hassenden muselmännischen „Patrioten“, die kleine, aber tapfere Armee unter dem energischen Oberst Arabi voran, längst auf den Khalifen in Konstantinopel als ihren natürlichen Schutz gegen die Giaurs und ihr rechtmäßiges orthodoxes Oberhaupt, während Tewfik als halber Abtrünniger galt. Die Annexion von Tunis, das in ähnlichem Abhängigkeitsverhältniß zu Frankreich stand, schlug dem Faß der

Geduld den Boden aus und Arabi verlangte von Tewfik, daß er sich von dem christlichen Drucke frei mache. Wären die beiden Mächte gleich Anfangs energisch zu ihrem Schützling gestanden, so wäre das drohende Unheil im Keime erstickt worden. Aber Freycinet wollte ängstlich keine zweite Tunisexpedition und Gladstone ist ein alter Mann und hat an Irland genug auf den Schultern. Die günstige Zeit wurde ungeschickt verpaßt. Arabi merkte, daß seine Stunde gekommen war; die wohlgeplante und mit dem Sultan verabredete Revolution brach aus; eine eigentliche Christenhege wurde in Szene gesetzt und die vielen Tausende, die bis dahin das Land sowohl verwaltet, als ausgesogen, auf die Schiffe der Westmächte verjagt, die in Alexandriens Hafen lagen.

Nach langem Zaudern entschloß sich England, zum Schutze der Europäer vorzugehen, in der Hoffnung, Frankreich oder eine andere europäische Macht würden ihm behülfslich sein, die Rastanien aus dem Feuer zu holen. Hierin aber hatte sich Gladstone getäuscht; die französische Abgeordnetenkammer verweigerte den Kredit für einen ägyptischen Feldzug und auch von den andern Staaten beehrte Niemand das Abenteuer mitzumachen. Mittlerweile hatten die Engländer am 11. Juli durch ihre großen Panzerschiffe die Befestigungen von Alexandrien bombardiren und zerstören lassen. Anstatt aber gleich die Stadt zu besetzen, überließen sie dieselbe dem durch das Bombardement aufs Aeußerste aufgebrachten muhammedanischen Pöbel, der dann auch nicht säumte, die Stadt anzuzünden, zu plündern und die Christen zu massakriren.

Als dann die Engländer endlich Mannschaft genug beigebracht hatten, um die Stadt zu besetzen, fanden sie nur noch einen Trümmerhaufen. Es ist vorauszusehen, daß die Engländer mit ihrer Uebermacht die Aegypter erdrücken und durch die Besetzung des Landes die Ruhe wieder herstellen werden; ob sie dann das besetzte Gebiet und den einmal in ihrer Gewalt befindlichen, für ihre Interessen sehr wichtigen Suezkanal je wieder verlassen, ist eine andere Frage.

Eine merkwürdige Stille breitete sich im letzten Jahre über die andern Länder der Erde aus. Rein Sterbenswörtchen, so zu sagen, vernahm man

über Persien und die beiden Indien, China und Japan, Mexiko und Südamerika, Australien und Neuhollland, geschweige denn vom innern Afrika.

Es erübrigt uns also nur noch, in einigen Worten über Nordamerika zu berichten, um dann vom Leser Abschied zu nehmen. Wir sprachen im letzten Jahrgang noch die Hoffnung aus, daß der edle Präsident Garfield, auf den Amerika als auf einen Reformator hauptsächlich der korrumpirten Verwaltung so große Erwartungen gesetzt hatte, von seiner Wunde genesen werde. Wir wurden leider sehr bald enttäuscht. „Es wär' zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein!“ Nach unsäglichem Leiden hauchte dieser Märtyrer für die Sache der Rechtlichkeit und Ehrlichkeit im Dienste des Staates seine Seele aus und wurde mit einem Leichenbegängniß geehrt, an dem eine Nation von 50 Millionen, von tiefgefühltem Schmerz erfüllt, den aufrichtigsten Antheil nahm. Es ist das letzte Ereigniß des von uns zu beschreibenden Jahres gewesen, denn es geschah am letzten Juni, Mittags 12 Uhr, daß der schändliche Mensch, welcher einen Welttheil seines besten und zu seiner Wohlfahrt nothwendigsten Mannes beraubt hat, am Strang vor dem irdischen Richter seine Schuld gebüßt hat. Aber die Folgen seiner unseligen That hat Amerika doch zu tragen.

Unterdessen prosperirt die große Schwesterrepublik jenseits des Oceans in ungeahntem Maße; die Einwanderung nimmt in nie da gewesenen Zahlen zu. Wie die Wogen des Meeres ergießen sich die dort zusammenströmenden Menschen über die bisher unbebauten Wildnisse mit dem unerschöpflich fruchtbaren Boden. Die „alte Welt“ braucht keine Furcht vor einer Hungersnoth aus Mißwachs mehr zu haben. Bereits überschüttet die „neue Welt“ aus dem Füllhorn ihres Produktenreichthums unsern Markt mit allen nothwendigen Lebensbedürfnissen. Und „alte und neue Welt“ wird nächstens eins sein und Hand in Hand gehen; denn bald wird keine Familie in der alten sein, die nicht ihre Glieder schon in die neue hinübergeschickt hat.

Gott aber mit seinem Segen und Segen ist überall!